

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 90 (1964)
Heft: 46

Rubrik: Bärner Platte

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Ueli der Schreiber:

Bärner Platte

Eine Minute des Schweigens

Man tut das ja eigentlich sonst nur für gestorbene Personen – aber warum nicht einmal für eine gestorbene Zeitschrift?

Die «linie» ist tot. Sie war, falls Sie das nicht wissen sollten, eine Zweimonatsschrift von quadratischem Format, mit dem Untertitel: «Kulturpolitisch-zeitkritische Umschau». Herausgeber: junge Berner Idealisten. Graphische Gestaltung: von hohem Niveau. Inhalt: teils-teils, so wie alle Zeitschriften, aber sicher nie langweilig und ebenso sicher bedeutend weniger leisetreterisch und konventionell als ... – doch lassen wir das; sie ist ja ohnehin nicht mehr zu retten.

Die «linie» brachte es auf sechs Nummern. Hat sie einem Bedürfnis entsprochen? Sicher. Zumindest einem Bedürfnis ihrer Gründer: denn ohne inneren Drang würde es wohl niemandem einfallen, all die zeit-, schlaf- und geldraubenden

Umtriebe eines solchen Abenteurers freiwillig auf sich zu nehmen. Wie aber stand es mit dem Bedürfnis auf der andern Seite, beim Publikum?

Die «linie» hatte 600 Abonnenten, die pro Jahr 15 Franken zahlten. Soviel legt man heute in jedem besseren Restaurant für ein Menü inklusive Getränke, Bedienung und Garderobe auf den Tisch. Für eine Zeitschrift aber reichte das nicht. Das Defizit beträgt 14 000 Franken. Und wer deckt es? Nun, könnte man sagen, das ist nicht unsere Sorge, wir haben die Zeitschrift nicht gegründet, ja wir haben seinerzeit sogar teilnahmsvoll den Kopf geschüttelt und lebhaft an ihrem Fortkommen gezweifelt. Die Ereignisse haben uns recht gegeben, und wir könnten uns jetzt eigentlich in die Brust werfen und verkünden: «Mir heis ja gäng gseit!» Das wäre ein unschöner Triumph. Es ist immer traurig, wenn man zugeben muß, daß die Pessimisten recht bekommen. Gewiß ist es keine nationale Katastrophe, wenn einigen jungen Menschen ein gewagtes Experiment mißlingt, und 14 000 Franken sind heutzutage auch nicht besonders viel, wenn man bedenkt, daß man mit diesem Betrag nicht einmal den tausendsten Teil eines Mehrzweckflugzeuges finanzieren könnte. Aber eine Minute des Schweigens ist dieses journalistische Begräbnis dennoch wert.

Jetzt starren Sie aber bitte nicht eine Minute lang gedankenlos auf den Sekundenzeiger. Versuchen Sie vielmehr, folgende Fragen zu beantworten:

Wieso muß eine Zeitschrift sterben, die, ohne den geringsten Anspruch auf materiellen Gewinn, versuchen wollte, sauber, kompromißlos und mutig zu sein, während andere, die sich an die primitivsten Triebe der Leserschaft wenden, Auflage und Gewinn ständig erhöhen?

Warum findet sich nicht genug Geld für ein solches Unternehmen, während für all den Reklame-Plunder, der uns seit Jahren die Briefkästen verstopft, Millionen zur Verfügung stehen?

Und schließlich: Warum stellt man sich solche Fragen immer erst dann, wenn es zu spät ist?

Die Minute des Schweigens ist vorbei. Es ist aber nicht verboten, noch etwas länger nachzudenken.

Noch einmal: Asozialer Wohnungs-Umbau

Meine Wehklage über die Verbüroliation von Wohnhäusern hat, wie mündliche und schriftliche Aeusserungen bestätigen, vielen Lesern



Ein Berner namens Bruno Moro

war erst noch Bürger von Pianoro (was südlich von Bologna man auf bessern Karten finden kann); und dennoch gab man ihm, obschon er kein eigentlicher Urbewohner von Bern war, dessen Bürgerrecht.

Wer dies mißbilligt, kennt ihn schlecht; denn Bruno ist des Berndeutchs mächtig, jaßt meisterhaft und jodelt prächtig, liest lieber Gotthelf als Goldoni, schätzt Röschti mehr als Macaroni, trinkt lieber Milch als Alkohol und sagt nach jedem Satz: «Däich wohl!»

Drum ist in seinem tiefsten Kern er viel bernerner als mancher Berner.



aus dem Herzen gesprochen, und ich erwarte stündlich einen Bundesratsbeschuß, der diesem Unfug auf dem gesamten Territorium der Eidgenossenschaft ein Ende macht. Ein weiterer Schritt wird dann die Zwangsreduktion des Büropersonals sein, indem man – unter anderem – sämtliche Sekretärinnen, die mehr als 70 Prozent ihrer Präsenzzeit mit kosmetischen Unterhaltsarbeiten und privaten Telefongesprächen zubringen, in die Landwirtschaft umteilt, wo sie ihrem Dasein wenigstens als Vogelscheuchen einen Sinn geben können.

Die Leserstimmen haben erkennen lassen, daß der asoziale Wohnungs-Umbau auch in anderen Städten wütet. Da ist mir zum Beispiel der Werbebrief eines Zürcher Unternehmens zugeschickt worden, das sich bescheiden «Europas größte Organisation» seiner Branche nennt und dem in Ehrfurcht erschauenden Leser mitteilt, sein Sitz befinde sich «in einem der schönsten und kunstgeschichtlich wertvollsten Patrizierhäuser aus dem 15. Jahrhundert, dessen Inneres zu einem modernen Bürogebäude umgestaltet wurde».

Es ist zu vermuten, daß ein Bauwerk aus dem 15. Jahrhundert, dessen Inneres zu einem modernen Bürogebäude umgestaltet worden ist, kunstgeschichtlich nicht mehr so ganz den gleichen Wert besitzt wie vorher. Kulturgeschichtlich wird es jedoch für die Nachwelt recht aufschlußreich sein. Der Kulturhistoriker des 21. Jahrhunderts wird daraus auf die Geisteshaltung des 20. Jahrhunderts schließen kön-

nen, eines Jahrhunderts, in dem man alte Kaffeemöhlen zu Tisch-, alte Spinnräder zu Ständer- und alte Ochsenjoch zu Deckenlampen umarbeitet und wohl bald auch gotische Madonnen als Aschenbecherhalter oder Schirmständer verwenden wird.

Doch werden wir nicht bitter! Möglicherweise tue ich meinen Zürcher Miteidgenossen wieder einmal Unrecht, denn es fehlen mir die Beweise dafür, daß jene Bürolisten im Patrizierhaus waschechte Zürcher oder überhaupt Schweizer sind. Es gibt sogar einen Anhaltspunkt dafür, daß sie es nicht sind: in ihrem Werbebrief geben sie nämlich nicht ihre Adresse an, sondern ihre «Anschrift».

Und das tut doch ein rechter Schweizer nicht!

Aus dem EMD

Aufgeschreckt durch den chinesischen Knall in der Wüste Takla Makan, befaßt man sich im Militärdepartement wieder vermehrt mit der Atomschutz-Ausbildung.

Ausgedehnte Versuche haben gezeigt, daß in der Anwendung der reglementarischen Schutzvorschriften mehr Rücksicht auf kantonale Besonderheiten genommen werden muß. Dies betrifft vor allem die Vorschrift für die Truppe, sich bei Feststellung eines Atomblitzes auf den Boden zu werfen und auf 15 zu zählen, bevor man weitere Maßnahmen ergreift. Sie wird im Sinne einer zeitlichen Vereinheitlichung dahin abgeändert, daß Berner inskünftig nur noch bis 10, Zürcher dagegen bis 20 zählen müssen.



Wengen

Kenner kommen bald dahinter: Wengen wählt man auch im Winter!